



ÄNGSTLICHES KUSCHELMÄUSCHEN
Jedes fünfte Kindergartenkind hat Probleme im emotionalen Bereich, sagen Forscher.

DIE BINDUNG ENTSCHIEDET

Ein neuer Beobachtungsleitfaden soll Erzieherinnen helfen, die emotionale Reife ihrer Schützlinge zu erkennen. («Den Umgang mit Gefühlen lernen», Heft 9/2008, Geistesblitze)

Dr. Erika Butzmann, Wildeshausen: Der Artikel zeigt wieder einmal, wie sehr nur noch die Leistungsfähigkeit der Kleinsten im Blick ist. Dass die so genannten Krippenkinder mit ihren »nicht erfüllten Entwicklungsaufgaben« im Alter von 24 Monaten ihre Not mit der Ignoranz der Erwachsenen deutlich machen, kommt bei den förderwütigen Experten offensichtlich nicht an. Wenn ein Kind mit drei Monaten in die Ganztageskrippe kommt und ein eher ängstliches Temperament hat, zeigt es mit 24 Monaten genau das in Ihrer Liste als »nicht erfüllt« beschriebene Verhalten. Dann hat es eine unsicher-vermeidende Bindung an seine Mut-

ter, keine Ersatzbindung an eine Erzieherin und ist höchst gefährdet.

Ein solches Kind braucht kein Förderprogramm für die emotionale Entwicklung, sondern eine Mutter oder einen Vater, die für den Nachwuchs ab sofort ganztägig zur Verfügung stehen und sich um ihn kümmern. Kinder, die im Kindergarten emotional labil, ängstlich und unsicher sind, haben in der Regel nicht genug emotionale Sicherheit in den ersten drei Lebensjahren erfahren. Das ist psychologisches Standardwissen. Wie sich emotionale und sozial-kognitive Kompetenzen bei Kleinkindern sehr gut ohne Förderprogramme entwickeln, ist ebenso bekannt, nämlich durch weit gehend anwesende und sozial kompetente Eltern.

Dr. Rüdiger Posth, Bergisch Gladbach: So banal vielleicht die im Text beschriebenen Beobachtungen auf den Außenstehenden wirken, so wichtig sind sie doch

für das Interaktionsgeschehen zwischen den zunächst fremden Bezugspersonen und dem Kind selbst. Mit diesen neuen Beziehungen in den Kindertageseinrichtungen aber steht und fällt der Erfolg des im Werden begriffenen Fremdbetreuungssystems. Für die psychische Gesundheit des Kindes sind diese Beziehungen gleichzeitig von immenser Bedeutung.

Worauf zurzeit noch viel zu wenig Gewicht gelegt wird, ist die Ablösungsproblematik der Kinder von ihren Hauptbezugspersonen. So wäre zu erfragen, wie das Kind auf die ihm (noch) unbekannte Erziehungsperson zugeht, wie es sich von der Mutter trennt und wie es der zunächst unübersichtlichen Gruppensituation entgegentritt: Versteckt es sich ängstlich hinter der Mutter und lässt sich auf keine fremde Zuwendung ein? Bleibt es zunächst noch im Sichtschutz der Mutter, wird dann aber mutiger und geht auf die Gruppe zu? Oder reißt es sich von der Mutter los, geht sofort auf die fremde Erzieherin zu und ignoriert die Mutter?

Diese Verhaltensmuster machen eine Aussage über den emotionalen und den psychosozialen Reifestand des Kindes. Davon ist abhängig, wie die Erzieherinnen zu reagieren haben, damit das Kind ohne Trauma in die Einrichtung aufgenommen wird, sonst droht Trennungsangst.

Im ersten Fall sollte das Kind vorläufig nur im Schutz der Hauptbezugsperson in die Einrichtung kommen, bis es unter den Erzieherinnen eine Ersatzbezugsperson gefunden und in der Gruppe einen ersten sozialen Stand errungen hat. Im zweiten Fall kann diese sanfte Ablösung sogar in wenigen Tagen vollzogen sein. Im letzten Fall müssen bei Erzieherinnen sofort die Alarmglocken schrillen, dass sie es hier

Briefe an die Redaktion ...

... sind willkommen! Schreiben Sie bitte mit Ihrer vollständigen Adresse an:
Gehirn&Geist
Frau Ursula Wessels, Postfach 10 48 40,
69038 Heidelberg
E-Mail: leserbriefe@gehirn-und-geist.de
Fax: 06221 9126-729
Weitere Leserbriefe finden Sie unter:
www.gehirn-und-geist.de/leserbriefe

Zuletzt erschienen:



10/2008



9/2008



7-8/2008

Nachbestellungen unter:
www.gehirn-und-geist.de
oder telefonisch:
06221 9126-743

wahrscheinlich mit einem vermeidend unsicher gebundenen Kind zu tun haben, bei dem psychopathologische Verhaltensweisen drohen. Höchste Zeit, die Eltern zu informieren.

WO BLEIBT DIE PSYCHIATRISCHE SICHTWEISE?

Der Kriminalist Stephan Harbort beschrieb, was Frauen dazu bringt, ihr Baby zu töten. (»Das Kind, das es nicht geben sollte«, Heft 10/2008)

Prof. Andreas Spengler, Wunstorf: Der Beitrag ist unter der Rubrik Psychologie eingeordnet, löst jedoch den Anspruch, die psychische Situation der Täterinnen zu analysieren, nicht annähernd ein. Der als Kriminalist sehr geschätzte Autor bleibt seinem Fach verhaftet. Er gibt eine gute Beschreibung sozialer und kriminologischer Konstellationen und bietet Interpretationsansätze an, die aus dieser Perspektive schlüssig sind.

Leider bleibt eine andere Dimension unerwähnt, die zwingend zur psychischen Verfassung der Mütter gehört, die Kinder töten: nämlich die psychischen Störungen, insbesondere schwere postpartale depressive und psychotische Erkrankungen. Dies ist schwer verständlich, zumal die auf diesem Gebiet bedeutenden Forschungen von Anke Rohde zitiert werden und dem Kriminalisten klar sein muss, dass viele Betroffene sich beim Infantizid in einem schuldgeminderten oder schuldunfähigen Zustand befinden.

Die Erweiterung der eigenen Suizidalität auf das Kind ist eine häufige, klinisch sehr ernste Konstellation. Entsprechend oberflächlich bleiben die Thesen des Autors zur Persönlichkeit und Motivstruktur der Täterinnen. Noch komplexer sind Tötungen größerer Kinder durch psychotisch erkrankte Mütter. Diese Aspekte sind von der forensischen Psychiatrie zu beleuchten, deren Erkenntnisquellen und Aufgaben sich grundsätzlich von der Kriminologie und Kriminalistik unterscheiden. Durch einen umfassenden Blick auf die Persönlichkeit und auf mögliche psychische Störungen erwächst ein umfassenderes Verständnis der Täterinnen, ehe dies in die strafrechtliche Ebene übersetzt wird.

ANGST VOR MISSBRAUCH

Zürcher Forscher um den Neuroökonom Ernst Fehr zeigten: Das Neuropeptid Oxytozin fördert unser Vertrauen in andere Menschen selbst dann, wenn diese es objektiv nicht verdienen. (»Wie du mir, so ich nicht dir«, Heft 7-8/2008, Geistesblitze)

Alexandra Fabry, München: Die Forscher haben das Oxytozin in ihren Versuchen mittels Nasenspray verabreicht. Müssen wir jetzt befürchten, dass dieser Stoff in Parfüms und Raumsprays eingearbeitet wird und wir damit unbewusst manipuliert werden? Oder ist der Stoff so labil oder so teuer, dass dies unmöglich ist?

Wie soll man sich denn davor schützen, wenn dieser Stoff zum Beispiel als Raumspray bei geschäftlichen Verhandlungen oder in der Duftindustrie zum Einsatz kommt? Dass allein die Gesetze ausreichen werden, die Bürger vor Missbrauch zu schützen, glaube ich nicht.

Antwort der Redaktion: Wir können Sie beruhigen: Tatsächlich ist es so, wie Sie vermutet haben – Oxytozin ist labil und wird schon nach wenigen Minuten abgebaut. Es kann daher seine Wirkung nur entfalten, wenn es direkt per Nasenspray verabreicht wird.

AM ANFANG WAR – DER LAUT

Sprache entstand, um soziale Beziehungen zu pflegen, so der Linguist Jan Dönges. (»Mensch, du alte Plaudertasche!«, Heft 10/2008)

Joachim Flam, Warburg: Entscheidend in der Sprachevolution ist der Zeitpunkt, wann die Sprache die Ebene der tierischen Erlebnisweisen verlassen hat und sich Denken und Sprechen vereint haben. Bereits der russische Psychologe Lew Wygotski (1896–1934) hatte in den 1930er Jahren die These aufgestellt, dies sei geschehen, als die Sprache nicht mehr nur der Verständigung, sondern auch zuneh-

HAND DRAUF

Affen teilen sich bevorzugt durch Mimik und Gestik mit. Die frühen Menschen könnten es ihnen gleichgetan haben.

mend der Planung des eigenen Handelns diene. Das im Artikel beschriebene Gestikulieren zu Beginn der Sprachentwicklung entspricht Wygotskis Stadium des vorsprachlichen Denkens in Bildern. Die Gesten wurden dann vermutlich zunehmend durch Lautäußerungen unterstützt, bis diese Laute ohne Gesten ihre gewünschten Wirkungen erzielten.

In dem Artikel wird behauptet, zur Informationsweitergabe taue nur eine voll ausgereifte Sprache. Das ist nicht richtig, denn bei der Jagd mussten die Menschen mit wenigen Worten auskommen, sonst hätten sie die Tiere mit ihren Lauten wohl vertrieben. Und Kleinkinder zeigen, dass ein Informationsaustausch mit wenigen Worten ebenfalls funktioniert.

Der britische Anthropologe Steven Mithen sieht in dem kontinuierlichen Wandel von der tierischen zur menschlichen Sprache aus nachvollziehbaren Gründen die Musik als das »Missing Link«. Ich würde sogar noch einen Schritt weiter gehen und behaupten, dass es in den Anfängen der Menschheit kaum Unterschiede zwischen sprachlichen und musikalischen Äußerungen gab. Sprache und Musik spielen sich in denselben Hirnregionen ab, wie Hirnscans mittlerweile gezeigt haben. Laute waren in prähistorischer Zeit lebensnotwendig: bei Gefahr, zur Nachahmung von Naturgeräuschen, zum Trösten von Säuglingen, als rituelle Rhythmen, zum Informationsaustausch oder als Ausdruck von Gefühlen. Erst die weitere Entwicklung versachlichte den Informationsaustausch zur Sprache, packte zwecks gedanklicher Handlungsplanung die Gedanken zunehmend in Worte und spezialisierte die Musik in Gesang, Rhythmen und Tanz.

